Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 9

Artikel: Das Heiratsinserat
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069489

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Heiratsinserat

Von * * *

Illustration von Hanni Fries

Es liegt uns fern, mit der Veröffentlichung des nachstehenden Bekenntnisses für das Heiratsinserat als das gegebene oder auch nur wünschenswerte Mittel der Eheanbahnung zu werben. Das Heiratsinserat ist und bleibt ein Notbehelf für Ausnahmefälle. Zweifellos kann durch die Heiratsinserate viel Unglück entstehen. Dieser Beitrag ist aber ein Beispiel, daß es sich auch einmal zum Segen auswirken kann.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege — —

So stand es etwas schüchtern und verschämt in den Samstagsausgaben unseres «Blettlis», als ich noch zur Schule ging. Und mit dieser Redewendung, die schon recht selten geworden ist, meint man heutzutage mit Worten von weniger Umschweife dasselbe. Als Jungmädchen hatten wir an Heiratsinseraten unsern größ-

ten Spaß, wer ein besonders geschraubtes fand, brachte es in die Schulpause mit. Endlos konnten wir darüber lachen und glossieren. Doch die Zeiten ändern. Wir kamen auseinander: Hedi, Margrit und ich ins Seminar; Lotti ins Hotelfach, Berti und Elsi wurden Pflegerinnen — und von den übrigen hörte ich stets nur gerüchteweise. Natürlich glaubten alle, wir drei Lehrerinnen hätten das große Los gezogen. Sicherlich, wir besaßen einen ausnahmsweise recht entlöhnten Frauenberuf, eine geachtete Stellung und hatten obendrein noch das Glück, nach einer Wartezeit von nicht mehr als zwei Jahren feste Stellen zu kriegen.

Herz, was wünschest du dir noch mehr?

Tatsächlich war meine Stelle das, was ich mir nur je wünschte: lauter gesunde, unverfälschte Bauernkinder im Alter von 7—11 Jahren füllten meine Schulstube; hie und da war noch ein Handwerkerskind dabei. Stets fand ich, daß meine Kinder weitaus die angenehmsten seien, wenn ich in andere Schulstuben Einblick bekam. Ich konnte sie von Herzen lieb haben, in einige war ich fast verliebt: ins Lotti, den Edi, das Trudi und den Werni. Hier oben auf meinem Berge war es wunderschön, Schule zu halten: Hinter dem Schulhäuslein begann der Bergwald mit kleinen Felsen, Bächlein, die durch Miniaturschluchten zu Tale sprangen — unser geliebtes Turn- und Spielrevier. Und wer wollte die herrlichen Aussichtspunkte alle zählen! Bis zum letzten Tag entdeckte ich stets wieder neue. Mein Glück dauerte merkwürdigerweise so lang, als mir das « Technische » der Schularbeit, das heißt das Sich-Herumschlagen mit Pensum, Stoffverteilung, Stoffbeschaffung und -bearbeitung und Stundenplan viel Mühe machten. Und das waren ungefähr drei Jahre. Je besser ich das Technische beherrschte, desto mehr freie Zeit stand mir zur Verfügung, desto einsamer begann ich mich in meiner freien Zeit zu fühlen. Ziemlich abgelegen stand das Schulhaus da mit der kleinen, hübschen Lehrerinnenwohnung; zerstreut in einiger Entfernung lagen verschiedene kleine Bauernwesen, die Bäckerei und die Schreinerei. Oft wurde ich gefragt, wenn ich mich über meine Einsamkeit beklagte: Warum gehen Sie nicht die Bauernfrauen, die Mütter Ihrer Schulkinder besuchen? Freilich tat ich das zuweilen; aber diese Frauen waren so beschäftigt, daß ich nicht zu oft tagsüber hingehen konnte. Und abends? Ja — ich muß zu meiner Schande gestehen — fürchtete ich mich, bei unserer ägyptischen Finsternis, um 10 oder gar 11 Uhr zurückzukehren; denn Straßenlampen gab's nur bei den beiden Wirtschaften. O, die langen, einsamen Abende im Schulhäuslein! Als ich kürzlich das Buch « Eva und die Gemeinde » las, mußte ich mir öfters mit Schaudern sagen, ja, so war's; nur hatte ich etwas mehr Glück.

Und so erlebte ich am eigenen Leibe, daß die abgedroschene Redewendung in Heiratsinseraten « des Alleinseins müde » recht bittere Wahrheit wurde. Verschiedentlich suchte ich Freundinnen zu überreden, ihre Ferien bei mir zu verbringen: sie kamen, fanden die Landschaft herrlich; aber bald war es ihnen zu einsam, und mehr oder weniger fluchtartig verließen sie die Gegend. Noch diesen und jenen Versuch in dieser Richtung unternahm ich, bis ich eines Tages aus halber Verzweiflung probeweise ein Heiratsinserat aufsetzte, das aber gleich nach Vollendung mit einem Plätzchen unter alten Quittungen in der hintersten Schreibtischschublade vorlieb nehmen mußte.

♥

Es war ein düsterer Sonntagabend; eben hatte ich von Eltern und dem frohen Kreise meiner jüngern Geschwister Abschied genommen und löste im Bahnhof der nahen Stadt mein Billett; deutlich gedruckt stand auf der Fahrkarte die Talstation meines Schulortes; ich hätte weinen können. Alles kehrte sich in mir um: Warum muß ich fort aus meiner Familie? Warum, warum muß ich so einsam sein? Wie unendlich lang und mühselig dünkte

mich der Weg vom Schalter bis zum Zug! Und wenn ich heimliefe und nie, nie mehr dort oben leben müßte! Ja, wenn ich eine eigene Familie hätte, eigene Kinder! Da müßte ich nicht jeden Sonntagabend weg. Und am Montagabend zog ich das Inserat aus seinem Versteck und schickte es an die «Neue Zürcher Zeitung».

Etwas zitternd und zagend holte ich mir am folgenden Samstag die Sonntagsausgabe dieser Zeitung. Schön oben in der Ecke, hübsch und nicht «brüelig» gesetzt, stand mein Inserat; ich hatte ganz das Gefühl, als ob die Leute von der «Neuen Zürcher Zeitung» es besonders gut mit mir meinten. Ich schnitt es später aus, um es sorgfältig aufzubewahren; ich tat das so gründlich, daß ich es nicht mehr auffinden konnte, so muß ich es aus dem Gedächtnis rekonstruieren:

Selbstinserentin,

28jährig, protestantisch, gesund und gut gewachsen, aus rechtem Hause, Mittelschulbildung, aus beruflichen Gründen keine Gelegenheit, Bekanntschaft zu schließen, möchte Herrn (Intellektuellen, Akademiker), nicht unter 30 Jahren, kennen lernen zwecks späterer Heirat. Witwer mit 1—2 Kindern bevorzugt. — Offerten unter Chiffre ... NZZ.

Etwas ängstlich sah ich dem Erfolg meines Inserates entgegen. Natürlich ließ ich mir die Briefe nicht auf mein ländliches Postbureau zustellen, wo das Briefgeheimnis zuweilen ein recht offenes war. Bis Samstagmittag mußte ich meine Neugierde zügeln. Nein, was für ein großes Pack Post wurde mir vom Beamten des Poste-restante-Schalters der städtischen Hauptpost ausgehändigt! Mehr als 15 Briefe waren in verschiedenen Sendungen angelangt. Sie waren so ganz verschieden.

Ausgeschieden und gleich im Öfeli verbrannt wurden jene Briefe, die ihrem

Fredi und Jakob verbrachten ihre Ferien in einem Berghotel. Fredi erwies sich als ein Sportsmensch erster Klasse. Kein Berg war ihm zu hoch, keine Felswand zu steil. Ein wenig verachtungsvoll schaute er auf Jakob hinab, den der Schwindel schon erfaßte, wenn er vom dritten Stockwerk auf die Straße hinunterschaute.

Das dunkeläugige Fräulein Durisch, eine Nichte des Wirtes, machte aus ihrer Bewunderung für Fredis kühne Taten kein Geheimnis; aber, so sagte sie öfters, ihr Bruder sei doch noch ein besserer Kletterer gewesen. Der habe die Wand, welche unmittelbar hinter der Pension gegen 100 Meter senkrecht in die Höhe steigt, ohne Hilfsmittel bestiegen, etwas, das sonst noch keiner gewagt habe.

Fredi war nur ein Mann, und als solcher begierig nach Achtung beim schönen Geschlecht. Und eines Tages versuchte er, auch ganz ohne Hilfsmittel, die gefährliche Wand zu besteigen. Bewundernd schaute ihm Fräulein Durisch von unten zu. Allein, nach 30 Metern hatte er sich hoffnungslos verstiegen. Er befand sich zwar auf einem ziemlich großen Felsvorsprung, konnte aber weder hinauf noch hinunter, weder nach links noch nach rechts. Fräulein Durisch rief Jakob und den Pensionsinhaber zu Hilfe. Guter Rat war teuer, denn das obere Ende der Felswand konnte man nur nach achtstündiger Wanderung erreichen. Ein 40 Meter langes Seil, ein Mauerhaken und ein Hammer, um diesen Mauerhaken in die Felswand zu treiben, standen zur Verfügung. Aber niemand wollte zu Fredi klettern und ihm helfen. Da trat Jakob vor und wußte Rat.

Frage: Hätten Sie dem armen Fredi auch helfen können?

Antwort Seite 58

Schreiber ein gar zu schlechtes Zeugnis ausstellten, wie jene zwei von Ehemännern, die alle 14 Tage ein Stelldichein versprachen (der eine von einem höhern SBB-Beamten, wie er sich selber rühmte), die Liebe in psychischer und physischer Beziehung versprachen, und die sehr wenig Rühmliches von ihren Frauen aussagten, von denen sie sich aber doch nicht trennen könnten. Also auch das gibt's; ich hatte das lebhafte Bedürfnis, meine Hände, die dasselbe Briefpapier berührten, zu waschen. Ich kam mir wie beschmutzt vor.

Doch alle andern waren erfreulicher, auch wenn sie nicht ein «Erfolg» waren. Zum Beispiel folgender; ich schreibe ihn ganz genau ab, Fehler inbegriffen:

Geehrtes Fräulein!

Nett wäre es und an der Zeit, wenn die Schweizermädchen endlich einsehehn und die Itelligenz besitzen nicht nur Akademiker als vollwertige Menschen zu betrachten. Der Doktor-Fimmel ist in der Schweizer-Frauenwelt bekannt. Die Titelsucht und die Kriecherei vor dem Titel ist eine der wdrigsten gewohnheiten der Frau.

Ich bin überzeugt, viele auch Akademiker haben ihren Titel bitter nötig, denn ohne diesen Schmuck würden sie von ihrer Umgebung gar nicht abstechen und damit auch nicht zur Geltung kommen.

Ihnen fehlt es, wie vielen Schweizerfrauen an Erfahrung, Weitblick und idealem Geist.

Akademiker sind Mode geworden und werden als Allerweltswunder angepriesen, und als alleinige Heiratsfähige patentiert. Ich bin der Ansicht, daß ein guter Handwerker, dem Durchschnittsakademiker überlegen ist, denn so wie ich sie sehe sind sie künstlich gestützte und geschobene von Initiative keine Sphur.

Ich hoffe, daß sie Ihre gerechte Strafe erhalten für Ihren Größewahn und einbildung.

Es zeichnet

***

Nun, hier wurde ich von der «gerechten Strafe» verschont, trotzdem ich schließlich einen Akademiker heiratete.

Ganz besonders eilig hatte es jener Oberleutnant, der mir nicht eine Einladung, sondern dem Wortlaut nach vielmehr einen Stellungs- oder Einrückungsbefehl zukommen ließ:

« *An Chiffre — — der „NZZ“.*

Von Beruf bin ich Elektroingenieur, gegenwärtig im Militärdienst (es war während des vergangenen Krieges). Falls Sie Interesse haben, bitte ich um Ihren Besuch. Samstag, 10 Uhr, können Sie mich in der Kaserne Luzern telefonisch erreichen. »

Es folgten Name, Grad und militärische Einteilung. Da kam ich allerdings bereits mehrere Stunden zu spät, doch hatte ich damit kaum mein Glück verpaßt. Das hätte mir wenig gefallen, mein ganzes ferneres Leben so herumdirigiert zu werden.

Ausgesondert wurden ebenfalls die Antwortschreiben zweier Handelsreisender, die solch verworrene, verschwommene Briefe schrieben, daß ich beim Durchlesen immer wieder auf frühere Stellen zurückgehen mußte, um zu sehen, wie sich auch alles zusammenreime, um zum Schlusse doch nicht klug daraus zu werden. Ich bin nun einmal der Überzeugung, daß ein Brief in Anordnung, Schrift und Stil dem Schreiber entspricht, ob er auch mit Maschine geschrieben sei.

Der Zufall wollte es, daß auch zwei flüchtig Bekannte, ein Zahnarzt und ein Sekundarlehrer, schrieben. Ich war etwas verblüfft; nur gut, daß wir aus derselben Gegend stammten, aus der Gegend, wo die beiden recht unrühmlich berühmt waren als arge Schürzen- und zugleich Mitgiftjäger. Nun, davon erfuhr natürlich niemand.

Lachen mußte ich schon über mich: war das nicht Lieb-Gott gespielt, dieses Scheiden der Schafe von den Böcken! Natürlich waren die schwarzen Schafe in der Mehrzahl. Merkwürdigerweise figurierten aber nur drei Witwer mit Kindern darunter. Und diese kennenzulernen, darauf freute ich mich am meisten; denn eine Ehe ohne Kinder empfinde ich als ein rechtes Unglück, und ich stellte mir vor, daß es am schönsten sei, wenn gleich von Anfang an welche da seien.

Leider war der eine dieser Herren ein Nicht-Protestant. Für mich, die ich von Hause aus recht kirchlich war, kam eine

gemischte Ehe nicht in Frage. So blieben noch zwei.

Meine Frühlingsferien rückten näher und damit auch die große Arbeit des Schulschlusses und des Examens, gleichsam die Erntezeit des Schuljahres. Bei uns war es die reine Volksbelustigung mit Theaterlen, Singen, Tanzen, Zvieri mit Wecken und Schokolade. Die Vorbereitungen daraufhin waren sehr aufreibend. So war ich gezwungen, meine «Gschaui», um mich Gotthelfs Ausdruck zu bedienen, einige Zeit zu verschieben. Ob es der Sache etwas schadete? Ich glaube nicht.

♥

Mit einem sorgfältig ausgearbeiteten und vorbereiteten Programm, worin jeder Einzelne seinen bestimmten Platz hatte, zog ich los.

Am Samstagnachmittag sah ich einen Tiefbau-Ingenieur; es war ein sehr sympathischer, junger Mann. Wir unterhielten uns glänzend, besonders weil wir aus gleichem Milieu kamen.

Am Sonntagvormittag war es ein Architekt. Dieser war ziemlich älter als jener Geometer. Doch auch sehr sympathisch und weit gereifter. Allerdings hatte er seine Frau verloren und stand mit einem winzigen Bübchen allein da. Dieser Kandidat war der einzige, den ich noch ein zweites Mal sah — und nicht nur ein zweites Mal.

Nachmittags traf ich einen Dr. chem. Sicher seiner Art nach auch ein sehr netter und achtenswerter Mensch. Merkwürdig, er hatte etwas an sich, das mich beständig an das Labor im Kantonsspital erinnerte, wohin ich meine Freundin, die Laborantin war, zuweilen begleitete. Labors und vielmehr noch der Geruch von Apotheke und Spital waren mir schrecklich zuwider. Mit großer Erleichterung sagte ich ihm gegen Abend Adieu.

Und Montagabend traf ich in einem Restaurant noch den letzten «Kandidaten», einen Witwer mit zwei halberwachsenen Töchterchen. Freilich war dieser Herr nicht unsympathisch; doch wurde mir so arg bang, als er alle schlimmen Erfahrungen mit zukünftigen Stiefmüttern seiner Mädchen erzählte, daß ich nicht Lust hatte, diese Kette zu verlängern. Als ob es nur arge Stiefmütter gäbe!

♥

Heute bin ich eine Stiefmutter, eine glückliche Stiefmutter. Ich glaube nicht, daß eine Mutter ihr Kind mehr lieben könnte und ein besseres Verhältnis zu ihm haben könnte als ich mit meinem «Söhnlein». Erst letzthin kam er in die Küche, mir beim Kochen Gesellschaft zu leisten, mit mir plaudernd: von seinen Spielen, seinen Kameraden.

«Müetti, weisch du, wär i am liebschte ha?»

«Nei.»

«Di han i vo allne Lüt am liebschte!»

Für mich war dieser «nicht mehr ungewöhnliche Weg» ein glücklicher Weg. Der ideale Weg ist es allerdings nicht. Dafür empfand ich die «Gschaui» als zu unangenehm. Noch unangenehmer wären mir die sogenannten «Hilfen» gewesen, wie sie mir von Heiratsvermittlungsbüros in überschwänglichen Worten angepriesen wurden. Das Wort «Kundenfang» sagte ich über jeden solchen Brief, den ich ins Öfeli warf. Etwas allerdings dürfte man nicht, was ich bei einer meiner Bekannten sah, die ein Heiratsinserat nach dem andern losließ, um immer wenn möglich noch bessere «Offerten» zu erhalten, ohne sich aber große Mühe zu geben, die jeweils einlaufenden gründlich zu prüfen. Über dieses Kapitel ließe sich setzen: «Wehe, wenn sie losgelassen, wachsend, ohne Widerstand.»

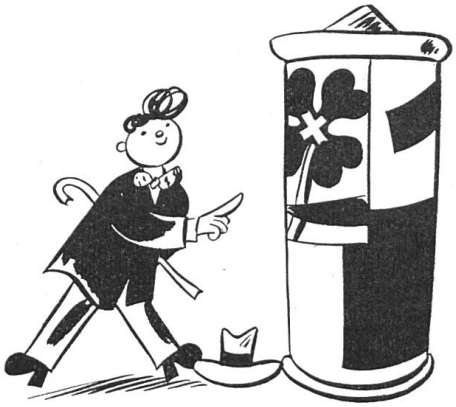
♥ ♥ ♥ ♥ ♥ ♥

Schiff vor Anker
Photo: G. Metzler

Fridolin bekommt einen Wink...

Fridolin geht spazieren.

Plötzlich entführt ihm der Herbstwind seinen Hut...



...und läßt ihn ausgerechnet vor einem roten Kleeblatt-Plakat liegen. Fridolin merkt den Wink und geht ein Los kaufen!

Landes-Lotterie
Ziehung 8. November

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluß Fr. 50.– (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600.

erste gewesen, ihr war der Größte gefolgt, und nun war die Mittlere an der Reihe. Dort, im eigentlichen Krankenzimmer, wurde kaum gesprochen. Die Mutter beschränkte sich auf präzise Handreichung, und ich empfand nach den bunten Anstrengungen des Tages ihre stumme Aufmerksamkeit als Wohltat. Im Kinderzimmer allerdings plauderten die beiden Genesenden. Hulda war ein zutrauliches, reizendes Persönchen, das nur noch letzter Kontrolle bedurfte. Der große Bruder war zwar ebenfalls außer Gefahr, kam aber nicht recht vorwärts und beanspruchte sorgfältige Beobachtung. Ich unterhielt mich gerne mit ihm. Er zeigte mir die Zeichnungen und Malereien, die er angefertigt, liebevolle, tastende Kunstwerke eines Halbwüchsigen, die uns so oft durch ihre erstaunliche Lebendigkeit überraschen. Die Mutter pflegte lächelnd dabei zu stehen. Gewiß hatte sie jedes der Blätter bereits mehrmals betrachtet, wurde aber der Wiederholung nicht müde. Es geschah nicht selten, daß ich mich zum Schluß noch einen Augenblick hinsetzte, um mit den beiden zu plaudern. Und wenn einmal der Vater dabei war, meist hielt sein Beruf ihn bis in den späten Abend hinein fest, endete die Visite mit einem gemütlichen Höck im Wohnzimmer. Denn dann hatten die Leute gegessen, bevor ich zu ihnen kam, und meine Junggesellengewohnheiten waren ohnehin unregelmäßig. Wenn mir ein Glas Wein und das Gebäck der Hausfrau — das wie sie selber war: mäßig süß, ganz wenig gesalzen und zurückhaltend mit weiterem Gewürz ausgestattet — serviert wurden, dann wäre ich nicht ungern den ganzen Abend sitzen geblieben, aber ich ließ Maß walten und brach mit dem Einnachten auf.

Nach einem solchen Höck, als ich im Vorraum nach meinem Hut griff und beidseitig noch dies und jenes Wort fiel, den Abschied freundlich zu verlängern, zeigte ich einmal auf das Bild, das auffallend hoch über der Eingangstür hing: »Ein Werk Karls?» Und da bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die beiden miteinander rot wurden wie Schul-

kinder. Der Mann schien die Sprache überhaupt nicht zu finden, und die Frau antwortete erst nach einigen Atemzügen: « Nein — nein! » und blieb schon wieder stecken. Nun hätte ich gerne das Gemälde genauer angeschaut, aber das war in solcher Höhe natürlich nicht möglich. Schon öfters hatte ich mich im Hinausgehen gewundert, wie diese klugen und geschmackvollen Menschen einem Bilde diesen Platz zuweisen mochten. Nun war nicht schwer zu merken, daß es damit eine besondere Bewandtnis hatte. Ich fühlte mich heimisch genug, meiner Neugier freien Lauf zu lassen: « Hängt es eigentlich da oben, damit es nicht angeschaut werden kann? Daß es einen Weihnachtskaktus darstellt, ist immerhin ersichtlich. Wer aber mehr sehen will, muß schon auf einen Stuhl steigen. »

Da fand Frau Gruber ein leises Lachen: « Es lohnt sich wirklich nicht, Herr Doktor. »

« Eine Jugendsünde also vom einen oder vom andern? Jetzt bin ich aber neugierig, woher Karl sein Talent hat! » Und ich trug den Hocker aus der Ecke herbei.

Die Frau lachte auf, aber doch etwas gezwungen, und der Mann machte ein Gesicht wie ein Schüler, der über einem dummen Streich ertappt wird. Ich wurde unsicher, ob ich nicht doch die Grenzen zulässiger Vertraulichkeit überschritten hätte. Da ich aber bereits oben stand, hatte ich auch schon unwillkürlich in der einen Ecke des Bildes gelesen: « Woller. » Der Namenszug war beträchtlich größer, als man ihn gewöhnlich an solcher Stelle anzubringen pflegt. Mit dieser Entdeckung stand ich nun recht dumm auf dem Hocker und betrachtete unschlüssig die beiden Leutchen unter mir: Sie beobachtete ihren Gefährten mit denselben sorgsamen Augen, die sie im Krankenzimmer hatte, und rasch kam sie zum Entschluß: « Herr Doktor, wenn Sie herab steigen und das

Die Berufswahl unserer Knaben

Wegleitung für Eltern, Schul- und Waisenbehörden.

Neu bearbeitet von A. Münch, Berufsberater. Empfohlen vom Schweiz. Gewerbeverband und vom Schweizer. Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge. *Preis Fr. 1.— + Wust.*

Die Berufswahl unserer Mädchen

Wegleitung für Eltern, Schul- und Waisenbehörden.

Neu bearbeitet von Rosa Neuenschwander, Berufsberaterin. Empfohlen vom Schweizerischen Gewerbeverband und vom Schweizer. Frauengewerbeverband. *Preis Fr. 1.— + Wust.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag

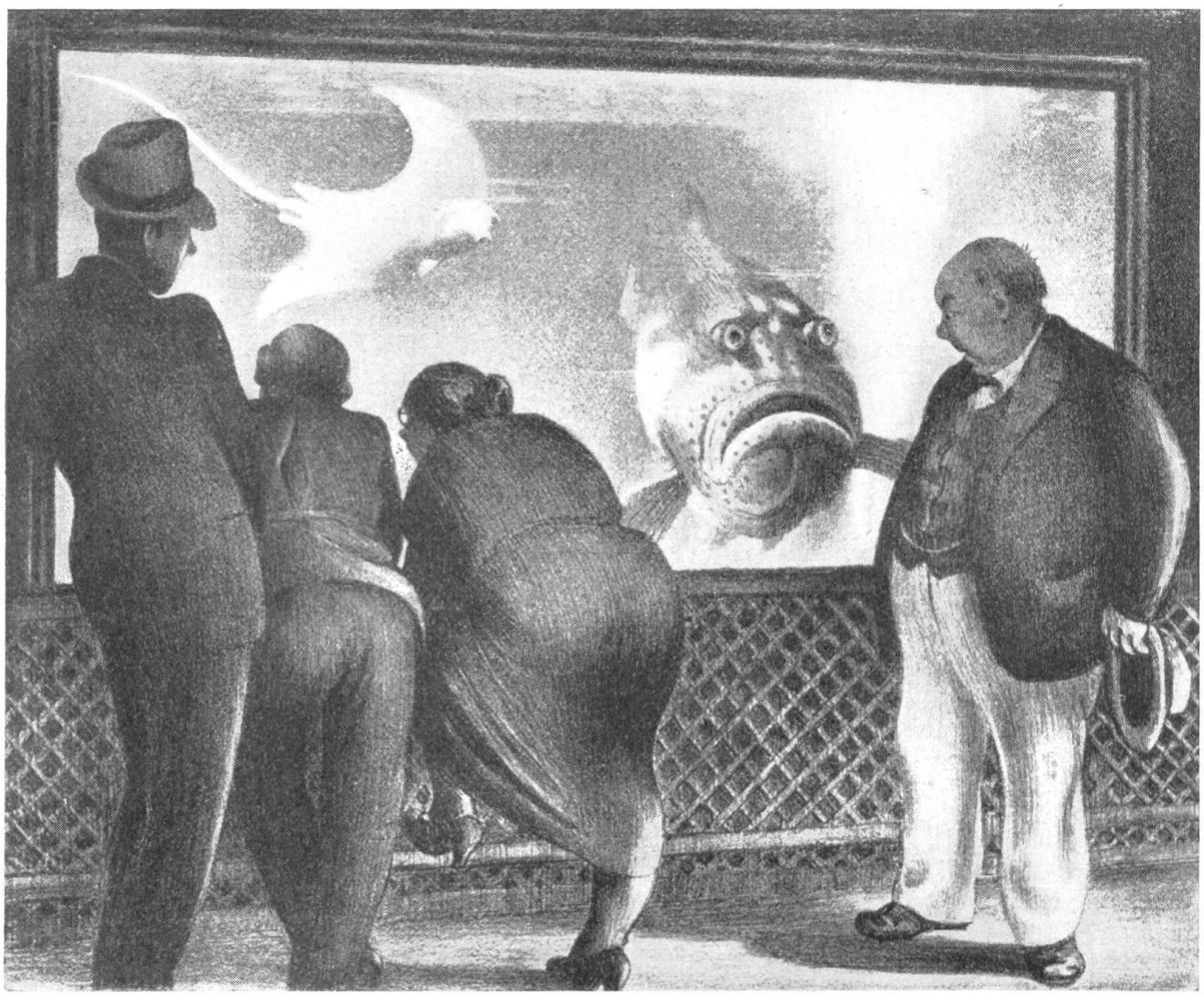
BÜCHLER & CO., BERN

Postcheck III 286 *Tel. (031) 27733*

bereits in Frankreich ausgestiegen sein und sich verloren haben. Wahrscheinlich hatten sie sich nur gemeldet, um auf diese Weise in dieses Land zu kommen. Wir sagten später, sie seien die Gescheitern gewesen.

Am Freitag, den 1. März, um 1 Uhr mittags, trafen wir in Namur ein. Gleich am Bahnhof erhielten wir die erste Kostprobe des belgischen Kaffees. Er war schwarz und warm. Sonst hatte dieses Getränk nichts mit dem zu tun, was man in der Schweiz Kaffee nennt. Nun, wir haben uns später auch daran gewöhnt. Jeder von uns erhielt abmachungsgemäß 200 b. Fr. als Vorschuß. Nach einer Stunde bestieg unsere Gruppe, die für Beeringen bestimmt war, einen Autobus. Der Anblick der Kriegsspuren auf der Fahrt nach unserm Bestimmungsort, die herumliegenden Geschosse und Granathülsen, die abgeschossenen Bäume, die Häuser ohne Scheiben bedrückten uns. Auch das Bild des flachen Landes berührte uns ungewohnt. Es fehlten uns die üppigen Wiesen, die Obstbäume, die gemauerten Häuser, Kühe und Ställe. Dort sahen wir nur Häuser aus rotem Backstein. Dennoch waren wir bei unserer Ankunft keineswegs eingeschüchtert. Im «Hotel», unter dem man

IM AQUARIUM



Mabel Dwtghı *Radierung*

sich so etwas wie eine kleine Kaserne vorstellen muß — ein Haus, in dem es nur Steinböden gibt — wurden uns gleich die Zimmer zugeteilt. Jedes enthielt drei Betten. Sie waren aber so klein, daß sie nach unsern Schweizerbegriffen Raum für höchstens ein Bett boten. Auf unsern Wunsch hin wurde dann ein Bett entfernt. Auch so blieb kein Platz für unsere Koffer. Tisch und Stuhl fehlten. Kleine Eisenkästchen, in denen man bei uns in den Fabriken die Überkleider versorgt, ersetzten die Schränke. Als Bett diente ein Drahtnest mit Strohsack, so etwas wie Leintücher und zwei Wolldecken. Die Räume waren unheizbar, aber gefroren haben wir nie.

Der Empfang durch den Wirt und die Leute von der Grube war sehr freundlich. Es wurde uns sogar eine Runde Bier bezahlt. Das Nachtessen war gut und reichlich.

Die Arbeit beginnt

Am Samstag wurden wir in die Grube geführt und nochmals vom Grubenarzt untersucht. Zwei von uns wurden beanstandet: da sie aber auch in der Schweiz bereits in der Grube gearbeitet hatten, durften sie bleiben; allerdings nur für Arbeit am Tageslicht. Dann wurde uns die Organisation erklärt und die Anlage der Schächte. Die Arbeit erfolgte in drei Schichten. Es sollen in unserer Grube 4500 Arbeiter beschäftigt sein, davon 2000 Kriegsgefangene. Mit diesen letztern kamen wir später wenig in Berührung, da die Belgier von uns erwarteten, daß wir uns zurückhielten.

Mir und noch zweien unserer Gruppe war alles neu. Allen andern war der Grubenbetrieb von der Schweiz her bekannt, nur eben daß in Belgien die Kohlenschächte unvergleichlich größer sind und anders liegen. Jeder erhielt einen Lederhelm, ungefähr in der Form eines englischen Stahlhelms, ferner Überkleider und Schuhe, soweit wir diese nicht bereits besaßen. Der Anschaffungspreis sollte uns vom spätern Lohn abgezogen werden. Wir nahmen auch das Kännlein in Empfang, das mit dem Kaffee für die Zwischenverpflegung auf jede Fahrt in die Grube mitgenommen wird.

Am Sonntag machte ich mit einigen Kameraden zu Fuß einen Ausflug nach Leopoldsburg, einem Waffenplatz etwa 1½ Stunden von Beeringen entfernt. Auch dort fanden wir die Spuren des Krieges nur allzu deutlich. Da wir trotz unseres Schweizer Kreuzes im Revers befürchteten, für Deutsche gehalten zu werden, fühlten wir uns etwas befangen und kamen mit der Bevölkerung nur wenig in Berührung. Immerhin, wir wurden bald als Schweizer erkannt. Jedermann war recht mit uns.

Am Montagmorgen um 5 Uhr war Tagwache, dann tranken wir den uns nun schon bekannten schwarzen Kaffee, dazu bekamen wir reichlich gutes, weißes Brot. Um ½6 Uhr erfolgte der Abmarsch in die Grube. Man zog die Überkleider an, faßte die Grubenlampen, Spitzeisen, Schaufeln, Beile. Dann stieg man in einen vierstöckigen Lift und fuhr in den Schacht. Das erstemal habe ich auf die Uhr gesehen: in 2 Minuten 45 Sekunden waren wir 800 m tief. Es ging so schnell, daß einem, bevor man sich daran gewöhnt hatte, die Ohren schmerzten.

Der unterirdische Bahnhof war etwa 10 m breit mit fünfspurigem Geleise. Alles war hell elektrisch beleuchtet. Wir stiegen in das bereitstehende Züglein von etwa 10 bis 15 Wagen und fuhren ungefähr eine halbe Stunde etwa 12 km unterirdisch in den Berg hinein, Richtung Süd. Hier hatte der Stollen noch eine Breite von etwa 5 m; so hell wie beim Bahnhof war es nicht mehr. Über drei Leitern stieg man in den Förderschacht hinauf. Während beim unterirdischen Bahnhof ein kräftiger Luftzug herrschte, war dieser hier weniger stark; die Temperatur betrug vielleicht 25 bis 30 Grad.

Der Streb (Abbaustollen), in dem wir arbeiteten, hatte einen glatten Steinboden und etwa 30 % Steigung. Der Aufstieg war also recht schwierig und mühsam.

Unsere ganze Gruppe arbeitete im gleichen Streb. Dazu noch etwa zehn Belgier, einige deutsche Kriegsgefangene und der belgische Steiger. Dieser verteilte die Arbeit. Eigentlich angelehrt wurden wir nicht. Der Steiger ließ uns, nachdem er sich versichert hatte, daß wir die Sache recht anpackten, so ziemlich freie Hand.

Unser Mangel an Sprachkenntnissen war uns kaum hinderlich, da es erstens wenig zu reden gab und zweitens die meisten belgischen Arbeiter während des Krieges Deutsch zu verstehen gelernt hatten. Wir unserseits verstanden das Flämische bald mehr oder weniger.

Ich arbeitete mit einem andern Schweizer zusammen. Abwechslungsweise hielt immer einer den Preßlufthammer, und der andere schaufelte Kohle auf die Rutschung. Während der Arbeit war der Kohlenstaub so dicht, daß man kaum 2 m weit sah. Die Arbeit war nicht strenger als erwartet; hingegen wurde mir sofort bewußt, daß die Einsturzgefahr größer war, als ich mir in Unkenntnis der Grubenarbeit vorgestellt hatte. Meine Kameraden hielten dafür, daß in den ihnen bekannten Schweizer Gruben, in denen allerdings alles ein unvergleichlich kleineres Ausmaß hat, die Holzpfosten, welche die unterhöhlte Kohlenschicht stützen, solider und vorsichtiger eingebaut wurden.

Von 10 Uhr bis 10 Uhr 20 wurde am Arbeitsplatz aus dem mitgebrachten Kännlein Kaffee getrunken und ein Stück Brot gegessen. Um 1 Uhr hörten wir mit der Arbeit auf. Preßlufthammer und Schaufel blieben drunten, den Spitz und das Beil nahmen wir mit hinauf. Um 2 Uhr waren wir wieder am Tageslicht. Nachdem wir die Grubenlampe abgegeben hatten, badeten wir. Dann ging es in geschlossenem Zug ins «Hotel». Um ¼4 Uhr bekamen wir das Mittagessen. Es bestand aus Suppe, Fleisch und Gemüse. Das Essen war und blieb ausreichend, abwechslungsreich und wurde sauber serviert. Man konnte auch Bier trinken, und zwar ein sehr gutes. Nur rentierte sich das nicht, da 3 dl sechs belg. Franken kosteten, also das Doppelte wie in der Schweiz. Nach dem Mittagessen gingen wir meistens schlafen. Um 7 Uhr war das Nachtessen. Es bestand aus schwarzem Kaffee, Brot, etwas kaltem Fleisch oder zwei Spiegeleiern. Es war also recht. Für Kost und Logis sollten wir allerdings 65 b. Fr. pro Tag zahlen.

Nach dem Nachtessen jaßten wir anfänglich noch etwa zusammen in der Wirtschaft im gleichen Haus, wo auch andere Grubenarbeiter, Zivilpersonen vom Dorf und Militär verkehrten. Wir kamen mit allen recht gut aus. In den ersten Tagen wurde uns von diesen sogar aus Sympathie die eine oder andere Runde bezahlt.

Die erste Enttäuschung

Unsere Stimmung war weder gut noch schlecht. Uns interessierte nur eines: der erste Zahltag. Dieser war am 22. März fällig, für die Arbeit vom 4. bis 15. März. Jetzt kam unsere erste schwere Enttäuschung. Mein Zahltag betrug nach den Abzügen für das Kostgeld, die Pensionskasse, die Steuern, die Unfall- und Krankenkasse noch 320 b. Fr., also 32 Schw. Fr. für 12 Tage. Dabei war ich einer von denen, die am meisten bekamen, da ich nie mit der Arbeit ausgesetzt hatte. Mehreren von uns blieb bei der ersten Abrechnung überhaupt nichts in der Hand, und einige waren sogar bereits verschuldet.

Man tröstete uns damit, daß wir später mehr verdienen würden, wir seien eben jetzt noch Lehrhauer, während wir dann im Akkord 180 bis 200 belg. Franken im Tag verdienen könnten. Das hätte für eine Lohnperiode nach den genannten Abzügen immerhin etwa 1200 b. Fr. ausgemacht. Trotz dieser Vertröstung war die allgemeine Stimmung schon ziemlich gedämpft. Aber aufgegeben hat noch niemand.

Unsere Kohlenförderung stieg von Tag zu Tag. Und so hofften wir, die uns in Aussicht gestellten Ziele doch noch zu erreichen.

Die zweite Enttäuschung

Aber am zweiten Zahltag, am 6. April, war das Ergebnis noch schlechter als am ersten. Unser Gruppenchef, der bei der ersten Auszahlung einen Taglohn von 137 b. Fr. erhalten hatte, erhielt nun nur noch 132 b. Fr., obschon die Förderung gestiegen war. Am schlimmsten waren jene daran, die wegen kleinen Verletzungen auf eigene Rechnung hatten aussetzen müssen, da der Grubenarzt den Unfall nicht anerkannte. Es handelte sich bei diesen nach meiner Meinung weder um Simulanten noch um Drückeberger, wenn auch bei dem einen oder andern der letzte unbefriedigende Zahltag auf die Arbeitslust eingewirkt haben mag.

Unser Jüngster, ein Achtzehnjähriger, kam nur auf 88 b. Fr. Taglohn, ein Neunzehnjähriger auf 98 b. Fr. Der Verdienst der andern schwankte zwischen 110 und 123 b. Fr.

Wir machen nicht mehr mit

Am gleichen Nachmittag sandte unser Gruppenführer, dem die Verbindung mit dem «Service Social» in Brüssel oblag, ein Telegramm. Diese Einrichtung der SKA war dazu da, uns bei auftretenden Schwierigkeiten beizustehen. In dem Telegramm ersuchten wir Herrn A., den Leiter des «Service Social», sofort bei uns vorbeizukommen, da wir unter den gegebenen Umständen die Arbeit niederlegen müßten. Am Montag kam Herr A. Wir waren nicht in die Grube gestiegen. Wir schilderten ihm unsere Lage und beschwerten uns, daß wir nach unserer Meinung nicht unsern Leistungen gemäß bezahlt worden seien und außerdem unsere Akkordarbeit, die am 1. April eingesetzt hatte, unrichtig ausgemessen werde. Kollegen, die bis zu 5 m Kohle herausschafften, waren nur 3 m gutgeschrieben worden. Bei kleinern Leistungen wurde nach unserer Auffassung immer etwa 1 m zu wenig berechnet. Herr A. versprach, bei der Grubenleitung der Sache nachzugehen. Als er zurückkam, erklärte er, daß die Grube keine Absicht habe, uns zu betrügen. Wir könnten künftig für die Ausmessung einen Schweizer Steiger bestimmen. Wir würden von jetzt an im Streb Süd 55 eingesetzt und hätten dort pro Tag 9 Wagen zu fördern, um etwa 150 bis 157 b. Fr. Taglohn zu erhalten.

Aber dieser Streb war uns als der schlechteste bekannt. Er war sehr hart und barg zwei Schichten Stein in sich. Wir wußten von den belgischen Arbeitern, daß eine solche Leistung unmöglich zu erreichen war. Eine weitere Mitteilung von Herrn A. nahm uns jede Hoffnung, je den Verdienst zu erreichen, den wir uns vorgestellt hatten. Er sagte nämlich, daß wir in einem andern Streb mit weicherer Kohle entsprechend mehr fördern müßten, um auf den gleichen Taglohn zu kommen. Aber wieviel mehr wir fördern müßten, war nicht zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit vernahmen wir auch, daß wir für die noch nicht ausbezahlte Akkordarbeit nach der Darstellung der Grubenleitung Tagesvergütungen von nur 98 bis 130 b. Fr. zugut hatten. Das schlug dem Faß den Boden aus.

Wenn die Sache so stand, hatte es keinen Sinn, weiter zu arbeiten. Ein so geringer Tagesverdienst hätte bei den häufigen kleinen Verletzungen, selbst wenn diese als Unfall anerkannt worden wären, nicht ausgereicht, um auch nur die Kost und das Logis zu bezahlen, obschon uns für anerkannte Unfälle durch die SKA 80 % des Lohnes garantiert waren. In Wirklichkeit aber lehnte der Grubenarzt Verletzungen, die nach schweizerischen Begriffen ohne weiteres anerkannt worden wären, glatt ab.

Einer meiner Kameraden wurde mit sechs vereiterten Fingern zur Arbeit geschickt. Bei einem andern, der sich eine Knieverletzung zugezogen hatte, behauptete der Grubenarzt, daß er diese aus der Schweiz mitgebracht hätte. Zu alledem war das Verbandmaterial unzureichend, und Medikamente wurden keine verabreicht.

Wir wußten aber auch, daß wir

damit rechnen mußten, daß unser magerer Tagesverdienst noch dadurch geschmälert wurde, daß uns sehr häufig Werkzeug, für das wir hafteten, abhanden kam. Außerdem waren wir nun darüber im Bild, wie teuer die Nebenauslagen zu stehen kamen. Die billigsten Zigaretten, die in der Schweiz kein Mensch rauchen würde, kosteten pro Paket 25 b. Fr., ein Hemd waschen 7 b. Fr., Rasieren 10 b. Fr. usw.

Wir erklärten nun Herrn A., daß wir die Arbeit unter keinen Umständen mehr aufnehmen würden und verlangten von ihm, uns die Heimreise zu ermöglichen. Herr A. versprach uns darauf, daß wir in vier Tagen das Visum zur Heimreise erhalten würden. Am Dienstag schickten wir zwei Kameraden mit sämtlichen Pässen nach Brüssel. Die Grubenleitung hatte uns inzwischen erklärt, daß wir, wenn wir nicht arbeiteten, auch nicht mehr verpflegt würden. Es blieb uns also nur übrig, unsere Habseligkeiten wie Uhren, Schuhe, Mäntel, Rucksäcke zu verkaufen und uns bei der Zivilbevölkerung möglichst billig durchzuschlagen. Die Belgier benahmen sich uns gegenüber außerordentlich freundlich. Zum Teil verpflegten sie uns sogar unentgeltlich.

Bei dieser Gelegenheit will ich von einem Kollegen erzählen, der nach einem Unfall zu früh arbeitsfähig erklärt worden war. Da er die Arbeit noch nicht aufnehmen konnte, wurden ihm Kost und Logis gesperrt. Glücklicherweise fand er bei einer belgischen Familie Unterkunft. Er half, soviel er konnte, mit und befreundete sich mit der Familie. Als er wieder arbeitsfähig war, blieb er dort und hat nun bei diesen Leuten unentgeltlich Kost und Logis unter der Voraussetzung, daß er nach Schichtschluß beim Holzen und im Garten nach Möglichkeit mithilft. So bleibt ihm der Verdienst, und der Mann ist heute noch dort.

Die Sympathie der Bevölkerung schien ganz auf unserer Seite zu sein. Wir wurden oft gefragt, warum wir überhaupt dazu kämen, in den belgischen Gruben zu arbeiten. Wenn wir ihnen dann erzählten, welcher Verdienst uns in Aussicht gestellt worden war, erklärten sie, daß wir diesen nie erreichen würden.

Das letzte Kapitel

Am Donnerstagmorgen fuhren wir 19 von den ursprünglich 23 Mann unserer Gruppe über Antwerpen nach Brüssel. Zwei waren schon vorher als krank zurücktransportiert worden und zwei blieben. Außerdem reisten mit uns noch 15 Schweizer Kameraden, die von der Grube in Charleroi nach Beeringen gekommen waren. Das Geld für diese Reise hatten wir selbst aufbringen müssen, indem einer für den andern einstand.

In Brüssel suchten wir das «Service Social» auf, wo uns Herr A. sagte, daß er mit uns nichts anfangen könne. Auf dem Konsulat wurde uns erklärt, daß es mindestens Samstag werde, bis unsere Pässe in Ordnung seien. Schließlich landeten wir, da sich nirgends anderswo Platz für uns fand, im Repatriierungslager. Auf dem Konsulat hatte man uns zwar versichert, daß wir uns nur zum Essen und Schlafen dort aufhalten müßten, sonst jedoch frei seien. Aber sobald wir im Lager waren, befanden wir uns genau so gut wie alle andern unter der Bewachung von Maschinengewehren. Nur einem einzigen von uns wurde gestattet, für uns Besorgungen zu machen. In diesem Lager befanden sich Flüchtlinge von 32 Nationen, die darauf warteten, in ihre Heimat zurücktransportiert zu werden; Polen und Tschechen, die nicht in ihre Heimat zurück wollten, und Staatenlose, die überhaupt ohne Papiere waren und von denen niemand wußte, was mit ihnen geschehen sollte. Die Verpflegung war an der äußersten Grenze dessen, was man als menschliche Nahrung ansprechen kann. Glücklicherweise unterstützte uns die Heilsarmee mit — soviel ich weiß — 900 b. Fr., die unsere verbliebenen Mittel ergänzten.

Am sechsten Tage, am Dienstag, erschien ein Vertreter der SKA. Er brachte einen Schuld-Anerkennungsschein auf

104 Schw. Fr. mit, den wir unterschreiben sollten, bevor uns die Pässe ausgehändigt würden. Es handelte sich um die Kosten des Transportes nach Belgien, den Vorschuß, den wir in Namur erhalten hatten, und die Reiseverpflegung. Wie sich die Posten im einzelnen zusammensetzten, wurde uns nicht erklärt. Vor allem aber empörte uns der zweite Abschnitt der Schuldanerkennung. Sie lautete wörtlich:

« Der Unterzeichnete anerkennt auch, daß er Schulden, die in einem spätern Zeitpunkt sowohl gegenüber der Gesellschaft für Kohlenförderung im Ausland AG. als auch den belgischen Arbeitgebern gegenüber auftreten werden, schuldig zu sein. Betrag und Fälligkeit dieses Betrages werden später festgesetzt werden. »

Wir verweigerten die Unterschrift. Am andern Tag wurde uns bewilligt, daß die Schuldanerkennung nur nach dem Urteil des Schiedsgerichts in der Schweiz Gültigkeit habe. Darauf unterschrieben wir und bekamen die Pässe und die Billets, die letztern vom Konsulat besorgt.

Die Abreise hätte am Mittwoch um 4 Uhr nachmittags erfolgen sollen. Aber wir waren für den in Aussicht genommenen Zug bereits zu spät. Wir übernachteten im Wartsaal und fuhren erst am Donnerstagnachmittag weg. Am Karfreitag, morgens um 8 Uhr, waren wir wieder in Basel. Uns schien es eher ein Ostersonntag zu sein, so froh waren wir, uns wieder in der Schweiz zu befinden. Der Empfang durch die Rückwandererstelle war außerordentlich freundlich. Wir wurden nach Krankheiten gefragt und bekamen sogar einen Schein, mit dem wir von jedem Arzt unentgeltlich behandelt würden, falls sich innerhalb drei Wochen nach unserer Einreise noch Krankheiten zeigen sollten. Neben einer guten Verpflegung wurde uns ein Gratisbillet an unser Reiseziel überreicht. Die Schweiz hat mir noch nie so gut gefallen wie in diesen ersten Tagen nach meiner Rückkehr, die Landschaft, die von keinem Krieg gestörte Ordnung und die ganze Art zu leben. Ich bedaure nicht, daß ich diese Erfahrung hinter mir habe, wohl aber, daß wir alle auf diese

Ziehung der Landes-Lotterie 13. Juni

Einzel-Lose Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.— (enthaltend 2 sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600.

Weise abgebrannt zurückkehren mußten, ohne das uns gesetzte Ziel zu erreichen.

* * *

NACHWORT

Der Verfasser des vorstehenden Berichtes hat sein belgisches Abenteuer geschildert, wie er es erlebt hat, und die Dinge dargestellt, wie sie ihm erschienen. Es ist die umfassendste und sachlichste Rechenschaft eines einzelnen Arbeiters, die mir in dieser Angelegenheit unter die Augen gekommen ist. Dennoch sieht er in verschiedener Hinsicht unrichtig.

Da ist zunächst einmal der entscheidende Irrtum in der Einschätzung der Verdienstmöglichkeit. Die Angaben des Prospektes der Gesellschaft für Kohlenförderung im Ausland AG. entsprechen genau der Wahrheit. Der Verfasser hat aber, wie viele andere seiner enttäuschten Kollegen, nicht beachtet, daß der belgische Bergarbeiter und insbesondere der Mineur ein hochqualifizierter Arbeiter ist, der eine vierjährige Lehrzeit hinter sich haben muß.

Selbst jene Schweizer Arbeiter, die bereits im hiesigen Berg- und Stollenbau eingesetzt waren, hätten sich bewußt sein müssen, daß sie in Belgien andere technische Einrichtungen und Methoden antrafen, an die sie sich gewöhnen mußten, bevor sie die Leistungen und den Lohn eines hochqualifizierten belgischen Bergarbeiters erreichen konnten.

Die Qualifizierung in einem andern Beruf genügt dazu auch bei gutem Willen und bei einer kräftigen Konstitution nicht.

Die niedrigen Löhne, welche die jugendlichen Kollegen des Verfassers erreichten, erklären sich aus den Ansätzen für jugendliche Arbeiter, welche im Arbeitsvertrag mit den belgischen Gewerkschaften enthalten sind.

Die schweizerischen Arbeiter hätten also unbedingt mit einer gewissen Anlaufzeit rechnen müssen, bevor sie den angegebenen Durchschnittsverdienst oder gar das Maximum erwarten konnten. Anderseits beweisen Einzelfälle von Schweizer Mineuren, die in einer sehr kurzen Zeit den im Prospekt angegebenen Durchschnittslohn überschritten, wie es bei der Erreichung dieses Zieles auch auf den einzelnen ankommt.

Es ist durchaus möglich, daß es bei Lohnberechnungen in Einzelfällen nicht immer richtig zuging. Das kommt auch bei uns vor. Es bleibt ferner zu untersuchen, wieweit die belgischen Grubenärzte in der Anerkennung von Unfällen eine andere Auffassung als die schweizerischen Ärzte haben. Es kann sein, daß hier Fehlgriffe vorgekommen sind. Rücksicht auf Zimperlichkeit bei kleinen Verletzungen ist allerdings unmöglich und wird auch z. B. von schweizerischen Bauarbeitern keineswegs verlangt.

Der Hauptfehler des Verfassers und seiner Kollegen, die in Beeringen der Grube den Rücken gekehrt haben, ist, daß sie sich mit ihren Schwierigkeiten nicht

Zufriedenes Personal arbeitet eifriger

NEUENBURGER ALLE VERSICHERUNGEN

DIE NEUENBURGER

unterbreitet Ihnen unverbindlich und kostenlos geeignete Vorschläge für die Alters- und Hinterbliebenenversicherung Ihres Personals.

Sitz der Gesellschaft: Neuenburg, rue du Bassin 16 Tel. 5 22 03

gleichzeitig mit der Meldung an den «Service Social» auch an die zuständige, in der Grube dafür bestimmte Arbeiterkommission gewandt haben. Nur diese, nicht aber der «Service Social», konnte die arbeitsrechtlichen Verhältnisse der Grube beeinflussen.

Zweitens hätten der Verfasser und seine Kollegen unbedingt den ihnen erteilten Rat befolgen sollen, die vier Tage, welche es brauchte, um ihnen das Visum zu verschaffen, noch zu arbeiten. Damit hätten sie sich alle spätern Unannehmlichkeiten erspart. Sie würden auch außerdem die Gefahr des Vertragsbruches ihrerseits vermieden haben.

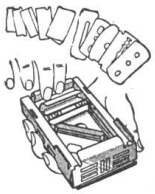
Als im Spätherbst des letzten Jahres der Versuch unternommen wurde, die Kohlenförderung in Belgien durch schweizerische Arbeiter aufzunehmen, standen wir in der Schweiz vor der Schließung der schweizerischen Gruben und zugleich in einer großen Kohlennot. Es handelte sich darum, einmal für jene Schweizer Mineure, die in ihrem Beruf bleiben wollten, Arbeit und anderseits zusätzliche Kohle für die Produktion von Baustoffen zu finden. Das waren die Gründe, aus denen unsere Gewerkschaft mitmachte. Daneben erlaubte diese Mitarbeit, bei der Gestaltung der Bedingungen für die Arbeiter mitzuwirken.

Heute arbeiten noch drei Viertel der ausgewanderten Schweizer in Belgien. 64 Mann kehrten wegen Erkrankung oder wegen körperlichen Unvermögens im Rahmen des Vertrags zurück. Die andern werden so lange als vertragsbrüchig angesehen, bis die zuständige schweizerische Schiedskommission die Fälle beurteilt hat. Übrigens wäre zu beachten, daß der Wechsel der Arbeiter auch in den schweizerischen Gruben sehr groß ist. Im Wallis betraten und verließen im Laufe dreier Jahre bei einem Bestand von 300 Arbeitern über 3000 Arbeiter eine bestimmte Grube.

Aus dem belgischen Experiment muß zweifellos der Schluß gezogen werden,

Jeder Herr kann heute mit dem weltbekannten Schleif- und Abziehapparat ALLEGRO seiner Klinge einen tadellosen Schliff verleihen. Mit dieser Klinge rasieren Sie sich mühelos, absolut glatt, ohne die geringste Hautverletzung. Kein Hautbrennen mehr. Und vergessen Sie nie:

Ein gut rasierter Herr
wirkt immer sympathisch



Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften.

PREISE: Fr. 12.–, 15.–

Prospekte gratis durch
INDUSTRIE AG. ALLEGRO
Emmenbrücke 59 (Luzern)

mit VINDEX-Kompressen

VINDEX zieht die Unreinigkeiten aus der Wunde. Schmerzloser Verbandwechsel, da VINDEX nie klebt. Raschere Heilung und schöne Vernarbung. VINDEX ist erhältlich in Apotheken und Drogerien.
FLAWA Schweizer Verbandstoff-Fabriken Flawil.

daß die Auswahl der Auswanderer viel strenger zu erfolgen hat; aber auch, daß die Arbeiter ihre körperlichen Kräfte und ihren Durchhaltewillen sorgfältiger abschätzen müssen.

Die Frage der schweizerischen Auswanderung war immer schwierig und wird es immer bleiben. Auch bei der sorgfältigsten Auswahl bleibt bei jeder kollektiven Auswanderung neben deren Vorteilen der Nachteil, daß sich hier der Auswanderer nicht als sein eigener Herr und Meister betrachtet, der die ganze Verantwortung allein trägt und alle Folgen auf sich selbst nimmt, wie das bei dem Einzelauswanderer der Fall ist.

H. Oldani.

« Unglaublich, aber wahr »

Beweis für die Behauptung von Seite 13

Die Quote der berufstätigen männlichen Personen stieg im Kanton Zürich vom Jahre 1888 bis zum Jahre 1941 von 63 % auf 71 %, während sie beim weiblichen Geschlecht von 35 % auf 30 % sank. Von 100 Frauen im Erwerbsalter waren also nur 30 berufstätig.

Im Jahre 1888 kamen auf 100 weibliche Berufstätige 165 männliche, 1941 waren es deren 208.

Die allgemeine Ansicht, die Frau würde im Wirtschaftsleben heute einen breiteren Platz als früher einnehmen, hat also zum mindesten für den Kanton Zürich keine Gültigkeit, vielmehr ist das Gegenteil richtig.

So ist das Leben

Man glaubt sich sicher und geborgen — und plötzlich wankt der Boden.

Vater, denkst Du daran? Ist Dein Gewissen ruhig? Was geschieht mit Deiner Frau und Deinen Kindern? — Weisst Du, wieviel Verantwortung Dir eine Lebensversicherung abnimmt? Weisst Du aber auch, welchen Segen sie Dir bringt, wenn es Dir vergönnt ist, ihren Ablauf zu erleben?

Eine *PAX-Police* gibt Halt, finanziell und moralisch. Die PAX besteht seit 70 Jahren. Sie hat Jahr um Jahr ihren gesamten Überschuss — *45 Millionen Franken* seit der Gründung — an ihre Versicherten ausbezahlt.

PAX Schweizerische Lebensversicherungs-Gesellschaft in Basel

70 Jahre · Pax · 70 Jahre

Versli zum Ufsäge

Ausgewählt von ALLEN GUGGENBÜHL
2. Auflage Fr. 2.40

76 meist schweizerdeutsche Gedichte, die von vier- bis neunjährigen Kindern bei festlichen Anlässen vorgetragen werden können. Ein ebenso nützliches wie reizend ausgestattetes Büchlein.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG